

Gesten des Friedens

Während beider Weltkriege kam es gerade zur Weihnachtszeit immer wieder zu Szenen der Fraternisierung unter Soldaten feindlicher Linien. Einen deutlichen Appell zur Beendigung des Völkergemetzels verfasste Heinrich Vogeler im Dezember 1917

Von Helmut Donat



United Archives International/imago

Gemeinsam rauchen, statt sich gegenseitig totzuschießen. Ein deutscher und ein britischer Soldat an Weihnachten 1916 oder 1917

Sich mit dem Feind zu verbrüdern, gilt in Kriegszeiten als Landesverrat. Doch Friedenssehnsucht und Verständigungsbereitschaft machen selbst vor Frontsoldaten nicht halt. Viele Beispiele aus den beiden Weltkriegen belegen das. Gerade noch in erbitterte Kämpfe verwickelt, legen sie die Waffen nieder und verlassen die Schützengräben.

Die Soldaten reichen sich die Hände, singen Lieder, tauschen Geschenke und Lebensmittel aus. Doch wer sich als »Friedensbote« aus seiner Deckung begibt, muss damit rechnen, dass ihm die Kugeln um die Ohren fliegen. Ein Versöhnungstreffen wagen, dazu gehört Mut. Man weiß nicht, ob das Ansinnen beim Feind auf »Gegenliebe« stößt. Wer es dennoch tut, riskiert sein Leben.

Kaum ein Ereignis hat Soldaten so aufgewühlt wie Weihnachten – das Fest des Friedens. Vielen wurde allmählich die ungeheure Tragödie bewusst, in der sich die Menschheit befand. Die christliche Botschaft machte die Frontkämpfer für einen Augenblick nachdenklich. Die Erinnerung an die Weihnachtsfeste ihrer Kindheit überkam sie, ihre Gedanken schlugen eine Brücke zur Heimat – und das Fest der Versöhnung stand in einem beispiellosen Kontrast zu dem Massaker, in dem sich die Menschen täglich zerfleischten. Viele Frontkämpfer, egal auf welcher Seite, spürten das – und hielten inne in ihrem Tötungsrausch. Jedoch längst nicht überall: Auch Weihnachten wurde an vielen Frontabschnitten geschossen und getötet.

Gemeinsam Fußball spielen

Legendär geworden ist die »Feindberührung« Weihnachten 1914 an der Westfront. Deutsche und britische Soldaten liegen sich gegenüber. Die Deutschen fangen an: »Hallo, Tommy!« Prompt schallt es von den Briten zurück: »Hallo, Fritz« – Rufe mit Signalwirkung. Die Deutschen kriechen aus ihren Schützengräben, ebenso die Engländer. Es kommt zu einer herzlichen Begrüßung zwischen den Gegnern. Sie rauchen gemeinsam Zigaretten und spielen sogar Fußball – wohl das denkwürdigste Fußballspiel aller Zeiten.

»Nach etwa dreißig Minuten«, erinnert sich der englische Kriegsveteran Bertie Felstead, »erschien plötzlich ein laut brüllender Major und schrie uns an: ›Ihr seid hier, um gegen die Hunnen zu kämpfen und nicht, um mit ihnen Freundschaft zu schließen!‹ Wir kehrten darauf in unsere Schützengräben zurück. Während dieser freundschaftlichen Begegnung konnte von hinten keiner auf uns schießen, weil wir uns ja alle vermischt hatten. Die hätten die eigenen Leute getroffen.« – »Der Ball kam plötzlich irgendwoher, aber von der anderen Seite«, berichtete später in einem Interview auch der frühere britische Soldat Ernie Williams von den 6th Cheshires. »Alle stürzten sich darauf; wir waren so ein paar hundert Mann, die damit spielten. Auch ich habe ihn gekickt. Alle schienen Spaß daran zu haben. Es gab keinerlei feindliche Gesinnung zwischen uns.« Wenig später liegen dieselben Soldaten wieder in ihren Stellungen, um einander totzuschießen. Auf höheren Befehl. Nichts macht den Widersinn des Krieges deutlicher als die befohlene Ermordung von Menschen, mit denen man soeben Freundschaft geschlossen hat.

Was veranlasst Soldaten, mit dem Feind zu fraternisieren? Die Frage berührt nicht nur psychologische Hintergründe, auch nicht nur politische Gesinnungen. Sie greift weit darüber hinaus. Vielleicht war und ist es ganz einfach das Heraufdämmern der Ahnung, dass wir alle Mitglieder einer großen Völkerfamilie sind, dass wir – ob Freund oder Feind – derselben Gattung oder Zivilisation angehören, einem Kulturkreis, dem wir alles, was wir sind, verdanken: Kunst, Literatur, Musik, Technik, Liebe, Sitte, Toleranz, Bildung, Humanität, Religion, Spiritualität und vieles andere mehr. Und dass die Menschen, die sich »auf höhere Anweisung« gegenseitig zerfleischen, im Begriff sind, dieses hohe Erbe zu zerstören.

An einem Frühlingstag 1940. Hauptmann Willi Brepohl macht mit vier Offizierskameraden einen Spaziergang im Niemandsland zwischen Westwall und Maginotlinie. Plötzlich kommen zwei französische Offiziere auf sie zu. Doch keiner denkt daran, die Pistole zu ziehen. Die Franzosen, höflich in ihrer Sprache angerufen, antworten ebenso freundlich. Sie setzen sich mit den Deutschen auf den Rasen. Alle sind verlegen und beklommen. Nur zögernd entwickelt sich ein Gespräch. Die Überraschung hat Freund und Feind überwältigt. Einträchtig sitzen die Deutschen mit dem »Erbfeind« auf der grünen Wiese und plaudern. Keiner denkt an Schießen oder daran, den anderen gefangen zu nehmen. Nach einer Weile verabschieden sich die Gegner – und verabreden ein neues Treffen. Schon am nächsten Tag ist es soweit. Die Franzosen bringen Kameraden mit, bieten Rotwein und Cognac an. Die Deutschen haben reichlich zu essen dabei. Man macht sich miteinander bekannt, stellt sich mit Namen vor. Die Unterhaltung nimmt nun einen lockeren Verlauf. Man spricht über die Weltlage und tauscht Heimatadressen aus. Für kurze Zeit entsteht eine herzliche Freundschaft. Die denkwürdige Begegnung wiederholt sich in den nächsten Tagen noch ein paar Mal.

Obwohl der Verbrüderungsgedanke im Osten nach dem Überfall auf die Sowjetunion kaum eine Chance besaß und der ideologisch geführte Krieg mit Grausamkeiten und einer Erbitterung verbunden ist, die in der Geschichte kaum ihresgleichen kennt, finden sich auch hier Beschreibungen einer Fraternisierung zwischen deutschen und sowjetischen Soldaten. In Stalingrad rufen die Deutschen den Russen in einer Gefechtspause zu: »Habt ihr Butter oder Fleisch?« Die drüben antworten, bei ihnen gebe es nur Salzheringe. Also wickeln die Deut-

schen etwas Brot in eine alte Zeltplane, werfen es den Russen hinüber und erhalten dafür Heringe.

Das war natürlich verboten. Aber auf beiden Seiten sind die Soldaten gleichermaßen kriegsmüde und ausgehungert. Hubert Kremser, der das Erlebnis in seinem Tagebuch festgehalten hat, schreibt: »Zuerst schießt man aufeinander, dann wirft man sich Brote zu. Das ist natürlich ein Widersinn, aber der ganze Krieg war widersinnig, das hatten wir in dieser Endphase erkannt.«

Weihnachten mit Partisanen

Noch eindrucksvoller ist, was Hans Häusler, Nachrichtenoffizier an der Ostfront, Weihnachten 1941 erlebte. Nach wochenlangen, verlustreichen Kämpfen vor den Toren Moskaus muss seine Panzerabteilung der russischen Übermacht weichen. Nur etwa hundert Mann der Einheit haben den erbarmungslosen Winterkrieg lebend und gesund überstanden. Ihr Auftrag: Zurück zur Ausgangsstellung und Sammeln in Kromy, einem Städtchen südwestlich von Orel. Hier wollen die Geschlagenen ihr erstes Weihnachten in Russland feiern.

Abseits des tief verschneiten Städtchens finden sie auf einem flachen Hügel eine halb verfallene russische Kirche, orientalisches anmutend, mit fünf seltsam gewundenen Zwiebeltürmen. Der Schnee liegt kniehoch im Innenraum, Eiszapfen hängen in den leeren Fensterhöhlen. Rauhreif bedeckt die zerschundenen Wände. Die Soldaten stellen zwei Fichten auf, schmücken sie mit Kerzen und Lametta aus den Weihnachtspäckchen von zu Hause. Aus rohen Brettern zimmern junge Burschen einen klobigen Altar und eine primitive Kommunionbank.

In das Hämmern und Sägen platzt ein aufgeregter Melder, der Häusler einen Funkspruch aushändigt: »Kosakenregimenter im Anmarsch auf Kromy – rege Partisanentätigkeit in der Stadt – laut Agentenmeldung bereiten reguläre russische Truppen, in Zivil verkleidet, Angriff vor und leiten ihn von hier aus.« Häusler weiß, wenn er die Meldung an den Kommandeur weitergibt, muss seine Einheit sofort die Stellungen vor der Stadt besetzen. Aber er will und kann nicht glauben, dass die Russen gerade in den nächsten zwei Stunden kommen sollen. Er weiß, wie sehr sich die Kameraden auf die besinnliche Stunde freuen, drängt alle Bedenken zurück und lässt den Funkspruch in seiner Hosentasche verschwinden. Früh bricht die Nacht ein.

Posten halten rund um die Kirche Wache. Die übriggebliebenen Männer der Panzerabteilung verlieren sich im weiten Rund der russischen Kirche. Andächtig lauschen sie der Heiligen Messe. Ein eigenartiges Bild: Gespensterhaft angestrahlt von den flackernden Kerzen der beiden Christbäume steht der Feldgeistliche am schmucklosen Altar. Schneeflocken schweben durch das zerrissene Kirchengewölbe und legen sich behutsam auf die Schultern der feldgrauen Ministranten, auf das Messgewand des Priesters und auf die Zweige der geschmückten Fichten.

Häusler dreht sich um, will in die Gesichter der Soldaten schauen – und glaubt, seinen Augen nicht zu trauen. Kopf an Kopf stehen die Einwohner von Kromy hinter ihnen, bärtige Männer mit Rindensandalen an mit Lumpen umwickelten Beinen, Frauen in abgeschabten Schafpelzen und dunklen Kopftüchern. »Aber noch nie in meinem Leben«, schreibt Häusler, »habe ich so schöne, so gläubig verklärte Gesichter gesehen (...) Tränen rannen durch ihre zersorgten, von Hunger und Krieg gezeichneten Gesichter. Das ›Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden‹ leuchtete aus ihren Augen.«

In einer dunklen Ecke entdeckt Häusler plötzlich eine Gruppe junger russischer Männer; die Pelzmützen trotzig auf dem Kopf, lehnen sie ohne Teilnahme an der Zeremonie an der Wand

– mit Augen »voll unheimlichen Hasses, Augen, wie man sie nie mehr vergisst«. Mitten unter ihnen eine hohe, schlanke Gestalt mit scharf geschnittenem Gesicht und intelligentem Blick. Wie ein Blitz durchfährt es Häusler – der Funkspruch! In dem auffälligen Mann entdeckt er den Führer der Leute. Da geschieht etwas Seltsames. Der Pfarrer erteilt den Segen, schlägt das Kreuz des Erlösers mit klammen Händen über die im Schnee kniende Schar, über Russen und Deutsche, Freunde und Feinde. Umständlich nimmt der auffällige Mann die Pelzmütze ab, senkt den stolzen Kopf – und alle die jungen Männer folgen seinem Beispiel, zögernd, aber ohne Ausnahme.

Zwei Mundharmonikas stimmen das Lied »Stille Nacht, heilige Nacht« an, das von den schneeglitzernden Wänden widerhallt und der Wind durch das offene Kirchengewölbe hinaus zu den Wachsoldaten trägt. Langsam leert sich das Gotteshaus. Häusler verlässt es als letzter. Draußen tritt ihm der Mann mit den Offiziersstiefeln entgegen. Er ist allein, sieht dem Deutschen lange und schweigend in die Augen. In seinem Blick ist ein eigenartiger Glanz. In holprigem Deutsch spricht er mehr zu sich selbst als zu Häusler – feierlich und bedächtig, wie man einen Eid spricht: »Christ ist geboren!« Dann küsst er den Deutschen, wie es im alten Russland Weihnachtsbrauch ist, auf beide Wangen. Die beiden Männer drücken sich fest und lange die Hand. »Ich verstand ihn, obwohl er kein Wort mehr sprach. Dann ging er mit sicherem Schritt hinaus in die Nacht.«

Es gibt kaum einen eindrucksvolleren Appell an die Friedenssehnsucht der Menschen als die Fraternisierung. Was in den Herzen sich verbrüdernder Frontsoldaten vorgeht, passt nicht in das Denkschema der offiziellen Kriegführung. Es passt nicht in eine »Politik«, die von Frieden spricht und dem Krieg Tür und Tor öffnet. Und es passt nicht in Machtinteressen, die den Tod von Soldaten und Zivilisten in Kauf nehmen und den Mord zu einem notwendigen Übel erklären. Der Leidensweg, den die Menschheit gehen musste, bis sie erkannte, dass der Krieg keine Lösung schafft, sondern sie verhindert und neue Konflikte nach sich zieht, weist uns hingegen den Weg zum Frieden.

»Das Märchen vom lieben Gott«

Eine ganz andere Weihnachtsgeschichte verdanken wir dem berühmten Worpsweder Maler und Bremer Jugendstilkünstler Heinrich Vogeler, nachträglich von ihm genannt »Das Märchen vom lieben Gott – Brief eines Unteroffiziers an den Kaiser im Januar 1918, als Protest gegen den Frieden von Brest-Litowsk«. Was hat es damit auf sich? Weihnachten 1917 geschieht auf dem Potsdamer Platz in Berlin etwas Außergewöhnliches. Ein alter Mann verteilt auf Flugblättern mit der Überschrift »Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!« die Zehn Gebote, predigt den Menschen am Nachmittag des 24. Dezember den Frieden – und gerät in das Räderwerk der Militärdiktatur. Er wird verhaftet und standrechtlich erschossen.

Wenige Tage später beschließen die Feldherren in Berlin, die Welt mit dem Schwerte in der Hand vor sich in die Knie zu zwingen. Und sie erheben sich zum bluttriefenden Götzen, aus dessen selbstherrlicher Hand die Menschheit ihre Gesetze empfangen soll. Plötzlich werden sie gewahr, wie der totgeglaubte, alte Mann mitten unter ihnen ist und stumm auf die Zehn Gebote weist. Aber niemand schaut auf ihn. Da gibt Gott sich zu erkennen. Doch er stellt fest, dass man nichts von ihm wissen will, dass man aus ihm eine prunkende Form gemacht hat, ein goldenes Kalb, das ihn anlotzt. Gott flieht vor den Menschen und überlässt sie sich selbst.

Vogeler ist durch den Krieg, an dem er vor allem als Zeichner teilnimmt, »glühender Pazifist« geworden. Deutlich sieht er, dass die Soldaten »den Mächtigen nur als Kanonenfutter tau-

gen«. Als sich im Oktober 1917 die kriegsfeindlich orientierte bolschewistische Revolution durchsetzt, sieht er einen Silberstreif am Horizont. Doch statt einer Verständigung diktiert deutscher Eroberungsgeist den »Frieden« von Brest-Litowsk. Vogeler macht nicht mehr mit, will nicht länger schweigen – und bringt die Geschichte vom alten, traurigen Mann zu Papier.

Nachdem Gott die Menschen verlassen hatte, heißt es in Vogelers »Märchen«: »Die Götzen aber führten das Volk immer tiefer ins Elend und erweckten weiter Hass, Bitternis, Zerstörung und Tod, und wie sie nichts mehr hatten außer blechernen Schmucksternen und Kreuzen, verschenkten sie das gestohlene Gut ihren Völkern. Da ging Gott zu denen, die zusammengebrochen waren unter der Bürde der Leiden, unter Hass und Lüge: ›Es gibt über euren Götzen einen Gott, es gibt über eurem Fahneid meine ewigen Gesetze. Es gibt über eurem Hass die Liebe.« Da gaben die Krüppel ihre blutstinkenden grauen Kleider, ihre Orden und Ehrenzeichen zurück an den Gott des Mammons, gingen unter das Volk und entheiligten die Mordwaffen und vernichteten sie. Gott aber ging zum Kaiser: Du bist Sklave des Scheins. Werde Herr des Lichtes, indem du der Wahrheit dienst und die Lüge erkennst. Vernichte die Grenzen, sei der Menschheit Führer. Erkenne die Eitelkeit des Wirkens. Sei Friedensfürst, setze an die Stelle des Wortes die Tat, Demut an die Stelle der Siegereitelkeit, Wahrheit anstatt Lüge, Aufbau anstatt Zerstörung.« Und dann, als Schluss, sein unerhörtes Verlangen: »In die Knie vor der Liebe Gottes, sei Erlöser, habe die Kraft des Dienens, Kaiser!«

Vogeler sendet seinen christlich-ethischen Appell mit Hilfe seines Majors nicht nur an Kaiser Wilhelm II. Eine Abschrift schickt er zugleich an die Oberste Heeresleitung. Generalquartiermeister Erich Ludendorff ist über das Verlangen nach einem sofortigen, bedingungslosen Frieden so erbost, dass er den Künstler sofort an die Wand stellen will. Vogeler hat damit durchaus gerechnet. Für ihn handelt es sich ganz einfach, wie er drei Tage später seinem vorgesetzten Major mitteilt, »um Tod oder Leben«. Er sehe sich gezwungen, »diesen Weg zu gehen, aus dem es kein Zurück mehr gibt«. Denn: »Nichts mehr hielt stand vor der Wahrfähigkeit ewiger Gesetze. Wir Menschen hatten die Seele ausgeschaltet, an ihre Stelle die Organisation gesetzt, die Organisation der Rache des Hasses, und riefen Gott an, unsere Verbrechen zu heiligen.« Und am Schluss heißt es unmissverständlich: »Unser Volk ist am Ende, die Revolution lebt wie eine fressende Flamme. Kein Brot, keine Sättigung kann sie ausschalten! Wahrheit! Wahrheit. Gebt den Menschen Wahrheit (...) Vielleicht ist noch was zu retten – nicht für mich – für den Kaiser, für das Volk! Habt nicht die Feigheit, mich ins Irrenhaus zu sperren.«

Genau das aber geschieht. Vogeler kommt glimpflich davon und landet – man ist versucht zu sagen, Gott hat seine schützende Hand über den »Gerechten« gelegt – in einer Bremer Irrenanstalt. Sein Arzt Karl Stoevesandt, später ein Gegner der Nazis, versteht sein Aufbegehren gegen den Irrsinn des Krieges, gibt seinem »Patienten« alles, was er zum Malen, Zeichnen und Lesen braucht, entlässt ihn nach gut zwei Monaten als nicht mehr militärfähig. Fortan engagiert sich Vogeler, obwohl unter Polizeiaufsicht, für eine neue Welt, fernab von Gewalt, sozialer Ungerechtigkeit und Unterdrückung – und ist dafür vielfach gescholten und diffamiert worden.

Vogeler begriff sein »Weihnachtsmärchen« als eine Folge der fehlenden Ethik im politischen Leben des deutschen Volkes bzw. als Folge der Indienstnahme von Moral und Ethik, von Religion und Theologie für höchst amoralische Zwecke. Mit seinem Protest gegen die eklatante Verletzung des christlichen Liebesgebotes hat Vogeler zugleich seine öffentliche Desertion vollzogen. Wenige haben wie er den Mut aufgebracht, schlicht und ergreifend »Nein« zu sagen und den Mächtigen Widerstand geleistet. Ein Protest, wie ihn Vogeler sich mit seinem »Märchen vom lieben Gott« von der Seele geschrieben hat, war von einem deutschen Künstler seiner Zeit nicht zu erwarten gewesen. Wie in Stein gemeißelt wirken seine Worte – ehern,

zeitlos und damit losgelöst von seiner Person. Plötzlich hat der Kaiser keine Kleider mehr an. Pomp und Glanz sind dahin. Nackt steht er da, der oberste und mächtige Kriegsherr – und wirkt wie eine traurige Gestalt. Die Zivilcourage eines einzelnen lässt ihn überaus schlecht aussehen.

Vogelers Mut, sich gegen vorherrschende Meinungen zu wenden, hebt ihn aus der Menge der Anpasser und Mitmacher heraus. Mit Blick auf die deutsche Geschichte seit 1871 und die politischen Verformungen des deutschen Charakters sowie angesichts der militaristisch-nationalistischen Verirrungen großer Teile der herrschenden Schichten und des Volkes erscheint er wie ein Edelstein auf einem Trümmerhaufen. »Glaubt mir«, sagt Vogeler, »es gibt nichts in der Welt, was die Erkenntnis der Wahrheit, die Liebe nicht überwindet. Und das ist auch der Sinn dieses ganzen Krieges. Kein Verein kann den Krieg bekämpfen, und diese Fürchterlichkeiten werden nicht aussterben, wenn der Mensch nicht reif wird zur großen Liebe, die versteht und überwindet, denn im Verstehen liegt schon das Überwinden.« Von einem solchen Verständnis der Nächstenliebe und der Weihnachtsbotschaft waren die Kirchen im Ersten Weltkrieg und danach weit entfernt.

Vogelers Friedensappell gehört zu den vielleicht bedeutendsten Aufrufen eines deutschen Künstlers im 20. Jahrhundert. Er hat damit ein Beispiel moralischer Größe gegeben, wenn seine Tat auch illusorisch anmuten mag. Die Deutsche UNESCO-Kommission spricht sogar von der Handlung eines Menschen, »dessen Friedensbrief an Kaiser Wilhelm II. als kühnes Friedensvorhaben in die Geschichte einging und dessen Verhalten auch heutige Generationen beeindruckt.«

Friede als »Ernstfall«

Wenn die beiden Weltkriege überhaupt so etwas wie einen tröstlichen Aspekt für die Entwicklung des Menschengeschlechts haben können, dann verdienen die Versuche von Frontsoldaten, mit dem Feind in freundschaftlichen Kontakt zu treten, besondere Beachtung. Das gilt genauso für jene, die sich wie Heinrich Vogeler, Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und viele andere gegen den Krieg und das Massensterben eingesetzt haben. Sie wollten Frieden. Ihm – und nicht dem Krieg – gehörte und gehört die Zukunft. Nicht der Krieg ist – wie mancher General, Politiker und Militärgeschichtler den Deutschen heute wieder weismachen will – der »Ernstfall«, sondern der Friede. Eine wirkliche Begründung menschlicher Gesellschaft findet da statt, wo die Sozialisierung der antisozialen Menschennatur auf den Schild gehoben wird. »Pazifismus« ist mehr als nur die beliebige Teilarbeit eines Kulturwerkes. Es ist das Fundament aller Fundamente, ohne das alles andere Schein und Lüge bleibt, es ist das Aller-einfachste und Allerschwerste in jedem Haushalt, jedem Kollegium, jedem Büro, jeder Fabrik, jeder Schule und jeder Garnison – in Deutschland wie in Syrien, allerorten.

Vogeler, 1929 aus der KPD ausgeschlossen, siedelte 1931 nach Moskau über. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 beteiligte er sich am propagandistischen Kampf »für die Zersetzung der faschistischen Front«. Vor der erwarteten Schlacht um Moskau wurde er – sein Name findet sich auf der »Sonderfahndungsliste UdSSR« des Reichssicherheitshauptamtes – in das Gebiet Karaganda in Kasachstan evakuiert. Krank, am Verhungern und entkräftet, starb er am 14. Juni 1942 in einem Landkrankenhaus. Sein Schicksal wie auch die Begegnungen von Kriegsgegnern, die sich inmitten der Kämpfe die Hände reichen, mahnen uns, die Weihnachtsbotschaft »Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!« nicht leichtfertig auszusprechen, sondern über ihre stets aktuelle Dimension nachzudenken.

Man muss kein Putin-Anhänger sein, um das Sicherheitsinteresse Russlands an seiner Westgrenze zu begreifen. »Weihnachten« erschöpft sich nicht darin, den Frieden zu verkünden. Dazu gehört auch, sich in die Befindlichkeit und Interessenlage des anderen, des vermeintlichen Friedensstörers hineinzudenken. Dazu verhilft nicht zuletzt ein historisch-politisch gewachsenes Bewusstsein davon, dass nicht Russland zweimal einen Eroberungskrieg gegen Deutschland geführt hat, um sich bei uns neuen Lebensraum zu schaffen. So zu tun, als gingen einen die russischen Vorbehalte und Sorgen nichts an, und sich in der Ukraine einen deutschen Stahlhelm überzustülpen, ist nicht förderlich, um den Konflikt zu überwinden. Wer ist schon damit einverstanden, dass in seiner unmittelbaren Nachbarschaft gegen ihn gerichtete Raketen und andere Vernichtungswaffen aufgestellt werden – und das unter Berufung auf die Demokratie und die Freiheit des Andersdenkenden? Es ist ein alter Hut: Es gibt Menschen, die kann man nicht ändern. Sie muss das Leben abschleifen. Nur darf der Preis dafür nicht sein, dass Völker sich deshalb entzweien. Bärbockig die Friedenspalme in einer Zeit vor sich herzutragen, in der eine große Mehrheit den Krieg verabscheut, ist einfach. Vor allem aber kommt es darauf an, Grenzen durchlässig zu machen, statt sie zu zementieren. Auch deshalb sollten der Friedensappell Heinrich Vogelers und die Fraternalisierungsbestrebungen in den beiden Weltkriegen nicht vergessen werden.

Die Beispiele in diesem Artikel sind entnommen aus:

Heinrich Rieker: »Nicht schießen, wir schießen auch nicht!« Versöhnung von Kriegsgegnern im Niemandsland 1914-1918 und 1939-1945, Donat Verlag, Bremen 2006

Bernd Stenzig: »Das Märchen vom lieben Gott – Heinrich Vogelers Friedensappell an den Kaiser im Januar 1918«, Donat Verlag, Bremen 2018

Helmut Donat schrieb an dieser Stelle zuletzt am 23. November über Carl von Ossietzky.